

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 34 (1930-1931)  
**Heft:** 24

**Artikel:** Aus dem Wanderbuch eines zürcherischen Buchbinders  
**Autor:** G.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672985>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang

Zürich, 15. September 1931

Heft 24

## Der Fahrende.

Durch blühende Lande geht mein Weg,  
Und mit den Wolken geht mein Traum,  
Bald schlaf ich unterm Brückensteg  
Und bald im Feld am Lindenbaum.

Die schlimmste Sorge bleibt mir fern,  
Zufrieden ist mein Wanderblick;  
Und leuchtet mir kein heller Stern,  
So frügt mich auch kein Alltagsglück.

Nur neulich, als im Abendrot  
Ein junger Fant nach Hause kam,  
Sein junges Weib den Mund ihm bot  
Und er ans Herz die Kinder nahm,  
Da fiel auch mich ein Sehnen an  
Nach Weib und Kind und eignem Herd...  
Verstohlen meine Träne rann,  
Und still hab ich mich abgekehrt.

Ulbert Serget.

## Aus dem Wanderbuch eines zürcherischen Buchbinders.<sup>1</sup>

Am 20. April 1777 zog der junge Buchbin-  
dergeselle Leonhard Köchli von Bäretswil auf  
die Wanderschaft. Er war begabt mit klarem  
Verstand und hellen Augen und hätte eigentlich  
vollauf das Zeug gehabt zu einem Studiosus.  
Von seiner Selbständigkeit und Urteilsfähigkeit  
zeugen vor allem seine Aufzeichnungen über  
Landschaft und Volkstum der von ihm durch-  
wanderten Gebiete, Dörfer und Städte. Da er  
genügend Geld bei sich hatte, um weite Stref-  
fen mit der Postkutsche oder mit dem Schiff  
zurückzulegen, erzählt er wenig von Schelmen-  
streichen „unterwegs“ — vom Bohémétum des  
damaligen Handwerksburschenlebens; aber da-

für berichtet er — was wertvoller ist — in sehr  
anschaulicher und treuherziger Weise über Sit-  
ten, Gebräuche und Einrichtungen von Städten,  
die damals noch ein ziemlich unbeschriebenes Da-  
sein führten, heute aber weltbekannte Orte sind.  
Die Aufzeichnungen von Köchlis Wanderbuch  
weisen in entlegene Zeiten zurück, besitzen aber  
gerade deswegen wohl für manchen Leser einen  
besonderen Reiz.

Köchli verließ seine Heimat am 20. April 1777  
und kehrte am 30. September 1780 wieder nach  
ihr zurück. Seine Wanderung führte ihn über  
Basel — Straßburg — Mannheim — Worms  
— Mainz — Bingen — St. Goar — Koblenz  
— Andernach nach Köln. „Wir verließen“,  
schreibt er, „Koblenz bei Sonnenuntergang, um  
nach Andernach zu fahren. Die Sonne ging im  
herrlichsten Abendrot unter; über dem Gebirge  
lagerten schwarze Wolken, und in der Ferne

<sup>1</sup> Nach der von Gerold Meyer von Knonau im  
Zürcher Taschenbuch vom Jahre 1900 veröffent-  
lichten, rund 50 Seiten umfassenden „Beschreibung  
der Wanderschaft eines zürcherischen Buchbinders  
im 18. Jahrhundert.“



bligte und donnerte es. Wir gelangten an Bonn — einer feinen und volkreichen Stadt, in der sehr viele Juden wohnen — vorbei nach Köln. Die Stadt ist sehr groß. Ihr Umfang beträgt fast anderthalb Meilen, die Länge, das heißt der Durchmesser vom Bonner- bis zum Eichelsteinertor eine halbe Meile. Sie liegt am Rhein in Gestalt eines halben Monds und ist von einer hohen Mauer umgeben. Im Hafen liegen fortwährend viele Schiffe, darunter holländische Dreimaster. Im Innern der Stadt befinden sich große Gärten und Weinberge; denn die Stadt ist nicht volkreich. Den meisten Platz nimmt die außerordentliche Menge von Klöstern, Kirchen und Gärten ein. Sofern die Menge von Tempeln und Bethäusern die Bewohner einer Stadt zu Heiligen macht, besitzt Köln viele solche; denn sie zählt 117 Gotteshäuser. Die Domkirche ist das stattlichste; wenn ihre Türme einmal ausgebaut sind, gehört sie zu den prächtigsten kirchlichen Gebäuden. In der Kirche St. Peters ist das Altarstück, die Kreuzigung des Apostels darstellend, ein Original von Rubens. Es wird unter die besten Stücke dieses Meisters gezählt.

Abgesehen von den Kirchen hat Köln wenig schöne öffentliche und private Gebäude. Der vornehmste öffentliche Ort ist der mit Bäumen bestandene, quadratförmige Neumarktplatz. Ich glaube nicht, daß es eine zweite Stadt gebe, wo die Polizei so nutzlos ist und die Einwohner weniger Lebensart haben, als Köln — Abelige und Großkaufleute ausgenommen. Die Straßen sind meist eng und schmutzig. Bettler gibt es eine unglaubliche Menge. Sie fallen Bürger und Fremde auf allen Straßen und Plätzen an. An der Stadtmauer wohnen meistens Bauern, „Kabis“, die denjenigen in der Schweiz an Grobheit noch überlegen sind. Man kann die Unwissenheit, den Aberglauben und die Unreinlichkeit des gemeinen Volks fast nicht beschreiben. Ich hielt mich vom 6. April bis 4. November in Köln auf. Wäre mein treuer Freund Steinort nicht bei mir gewesen, mit dem ich die Sonntage vergnügt zubringen konnte, so wäre meines Bleibens in dieser Stadt wohl nicht so lange gewesen. Überdies hielt sich die Seilersche Schauspieler-Gesellschaft den ganzen Sommer über in Köln auf. Sie bot uns Gelegenheit, fast jeden Sonntag schöne Stücke anzusehen.

Am 4. November verreiße ich von Köln nach Aachen zu einem Herrn Duell. Er handelte mit

Tapeten und hielt sich öfters in Köln auf. Ich reiste in seiner Gesellschaft Aachen zu. Er versprach mir unterwegs alles Liebe und Gute und stellte mir goldene Berge vor. In seinem Hause in Aachen angekommen, sah ich aber nur zu bald, daß Duell nicht die Wahrheit geredet. Sein ganzer Haushalt war schlecht eingerichtet. Er besaß fünf Kinder, zankte, fluchte und lärmte wie ein Türk den ganzen Tag mit Frau und Kindern — die Frau mag allerdings gerade so schlecht gewesen sein, wie er selbst. Ich wartete im heißen Verlangen, bis meine vierzehn Tage um waren und ich Aachen wieder verlassen konnte. Meine Absicht war, nach Maastricht zu verreisen. Allein ich erhielt einen Brief von meinem Freunde Steinort aus Duisburg, er hätte für mich eine sehr gute Stelle bei einem Herrn Oenius. Ich reiste hin und wurde im Oenius'schen Hause mit vielen Freuden empfangen. Das prächtig ausgestattete Haus und die gediegene Lebensart der Eltern und ihrer beiden Töchter sagten mir sehr zu. Der Mann handelte mit Wein, Holz und Büchern. Steinort und ich trafen uns jeden Abend. Die Menge von Leuten im Hause, die viele Freiheit, die man mir einräumte und die freundliche Art der Meistersfamilie versüßten mir die Tage. Steinort und ich besuchten am Sonntag oft Krefeld. Unter deren großen Kaufleuten sind die Herren von der Layen die namhaftesten. Sie fabrizieren seidene und baumwollene Stoffe in großen Fabriken innen und außerhalb der Stadt. Ihr Landgut „Layental“ ist einer fürstlichen Residenz zu vergleichen. Sie haben einen Tiergarten, worin sie Hirsche und Rehe unterhalten. Da die Stadt nicht von Mauern umschlossen ist, halten die Herren von der Layen Wächter vor ihren Häusern. Der Gärtner ist gehalten, jedem Fremden unentgeltlich die prächtigen Gärten zu zeigen. Als mein Freund und ich sie besahen, kam der alte Herr von der Layen selbst in den Garten. Er ließ durch seinen Bedienten anfragen, ob wir Fremde wären und ließ uns dann im Gartenhause Kaffee vorsehen.

Am 24. März 1780, einem Karfreitag, verreiße ich bei schönster Witterung von Duisburg unter herzlichem Abschied von Familie Oenius. Die Fahrt ging über Cleve, Xanten, Utrecht, den Niederlanden zu. Schon in Utrecht fiel mir die Reinlichkeit und Schönheit der Straßen und Häuser auf. Daran erkennt man, daß man in den Niederlanden ist. An den Landstraßen waren Tafeln angebracht, auf denen für Beschädi-



gung der Bäume zu beiden Seiten der Straßen die Strafen (Festungsbau, Rutenschläge und andere) bildlich dargestellt waren. Die Röhre, welche auf den grünen Ebenen weideten, waren mit Tüchern umspannt, um sie vor Kälte zu schützen und reinlich zu erhalten.

Wir langten am 29. April bei aufgehender Sonne in Amsterdam an. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, als ich die große Menge der mit Milch, Gemüse, Fischen unter anderem beladenen Rähne sah und das Gewimmel von Menschen, die auf einen zukamen und fragten, ob man etwas in die Stadt zu tragen habe und ob man in der Stadt bekannt sei. Der Schiffer, dem ich ein gutes Stück Geld versprechen mußte, wies mir die von Steinort bezeichnete Herberge. Hier trank ich eine Schale Kaffee und bat den Wirt, mich zu Herrn Amling, meinem neuen Meister, zu geleiten. Wir konnten dessen Wohnung in Zeit von zwei Stunden erfragen. Herr Amling nahm mich freundlich auf und gab mir Arbeit und wies mir nachher an, wo ich essen und schlafen könne.

Die besondere Einrichtung der Werkstatt, „Winkel“, die Art, nach der hier die Bücher eingebunden werden, die Einrichtung, sich selber für Speise und Schlafstelle zu sorgen, sowie die besondere Lebensart der Amsterdamer kamen mir im Anfang sehr schwer vor. Ich litt in der ersten Zeit auch an Kopfschmerzen, weil die Luft mir schwer fiel. Die Dünste, die des Morgens aus den Kanälen aufsteigen, machten mir anfangs übel. Allein der gute Verdienst hält die Leute aufrecht. Und eine Stadt, die zu den merkwürdigsten der Welt gehört, wegen der genannten Übel so bald wieder zu verlassen, fand ich nicht für angebracht. Auch gewöhnte ich mich an alles bald so gut, daß ich mich nach kurzer Zeit sehr wohl befand. Mein Herr, namens Bas, ein geborener Däne, war ein fränklicher Mann, aber liebevoll gegen seine Angestellten, arbeitsam und auf unser Wohl bedacht. Er warnte mich vor allerlei Verführung und unterwies mich, wie ich mich zu verhalten habe. Und das war nötig. Denn ein fremder, junger Mann ist hier mancherlei Gefahren ausgesetzt. Er redete hochdeutsch, weil er auch in Deutschland gearbeitet, und das war für mich von großem Nutzen. Drei Holländer und ein Schwede waren meine Nebenarbeiter. Diese machten mir aber nicht viel Freude: die Holländer verstand ich nicht, und der Schwede war ein Mensch mit schlechtem Charakter. Meine liebsten Bekann-

ten waren meine Zimmerkameraden, junge Menschen, die mit mir im gleichen Zimmer schliefen. Drei davon: ein Zimmermann und ein Schneider von Linge und einer von Utrecht waren liebe, eingezogene und gutherzige Männer. Der vierte, aus Emmerich stammend, dagegen war ein unfreundlicher, mürrischer und zankfüchtiger Mensch.

Am Sonntag ging ich vor- und nachmittags durch die Straßen der Stadt, besah die öffentlichen Plätze und Gebäude, den Hafen mit den vielen Schiffen und erkundigte mich nach allem, so gut ich konnte. Verdient eine Stadt in der Welt, gesehen zu werden, so sicher Amsterdam; denn nicht leicht findet man eine zweite Stadt, die so von allen Nationen der Welt besucht wird, eine Stadt mit so reichem Handel, wie Amsterdam. Von ihr aus können fast alle Kaufmannsgüter durch Kanäle nach den übrigen niederländischen Städten befördert werden. Da der Boden, auf dem die Stadt erbaut wurde, morastig ist, stehen sämtliche Häuser auf eichenen Pfählen. Die ganze Stadt ist von schiffbaren Kanälen durchzogen. Über diese führen steinerne Brücken, in der Mitte mit einer Art Aufzugbrücke versehen, damit die Schiffe mit ihren Masten hindurchkommen. In der Nähe des Hafens dagegen befinden sich lauter Aufzugbrücken.

Zu beiden Seiten der Kanäle sind meist Bäume gepflanzt. Sie geben in der schönen Jahreszeit der Stadt ein anmutiges, prächtiges und besonderes Aussehen. In der Nacht werden längs der Kanäle Laternen angezündet, und es ist dann besonders schön, von einer Brücke aus die Lichtspiegelung im Wasser der Kanäle und auf dem Grün der Bäume zu beobachten.

Ich begab mich meistens an die Vortiefe (das heißt auf diejenige Seite der Stadt, wo die Schiffe anlegen): hier wimmelt alles von großen und kleinen Fahrzeugen. Wenn man auf die unzähligen, außerhalb der Palisaden liegenden Dampfer hinausblickt, ist es, als sähe man in einen unermesslichen Wald hinein. In den Häusern am Hafen befinden sich zuunterst offene Gewölbe, wo Laubwerk, Schiffsprobiert, Butter, gedörrtes Fleisch und andere eßbare Dinge in Menge zum Verkaufe ausgestellt sind. Alles lebt und wimmelt hier von Menschen zu Wasser und zu Lande, und nichts Schöneres gibt es, als wenn ein Schiff mit vollen Segeln aus dem Hafen hinaus- oder in den



Hafen hineinfährt. Wagen und Kutschen sind ziemlich selten. Alles wird auf „Schleifen“ getragen, und die Vornehmen benützen statt der Wagen Sänften. Die Heere- und Kaisersgraven sind die schönsten Straßen; darin wohnen die Vornehmsten der Stadt. Nur wenig von der Vortiefe entfernt befindet sich die sogenannte Neue Plantage, ein sehr geräumiger Platz mit herrlichen Baumalleen, der über Sommer von Tausenden von Menschen gerne besucht wird.

Ich besuchte auch das Almosenhaus oder Spital. Es ist vortrefflich eingerichtet, und in allen Dingen herrscht große Reinlichkeit. Überhaupt sind die Armen-, Waisen- und Arbeitshäuser gut und schön eingerichtet und sehr reich. Ordnung und Reinlichkeit, Tugenden, die dem Holländer eigen sind, werden auf das genaueste beobachtet.

Das vornehmste Gebäude der Stadt und der ganzen Niederlande ist das Stadt- oder Rathhaus. Der Ort, wo es steht, heißt Damm. Man übersieht vom Turm des Rathhauses aus ganz Amsterdam und die Menge der Schiffe im Hafen; nichts entgeht da dem Auge. Viele, dachte ich, steigen heute, als am Auffahrtstage, in meiner schweizerischen Heimat auf die Berge; so will denn auch ich mich in die Höhe machen und auf den Turm steigen. Da schönes, sichtiges Wetter war, genoß ich eine prächtige Aussicht, immerhin nicht von so mannigfaltiger und abwechslungsreicher Art, wie die sie hatten, die heute in der Heimat den Ätliberg („Hüttliberg“) bestiegen. Für mich war die Aussicht vom Rathhausturm auf die Zuidersee und das ganze „Drum und Dran“ fast überwältigend, weil ich das erste Mal hier oben stand.

Zum Tode Verurteilte werden vor dem Rathhaus hingerichtet. Zu diesem Zwecke stellt man ein bis zu den Fenstern der Justizkammer hinaufreichendes Gerüst ans Rathhaus. Darauf befinden sich Galgen, Rad und Sand. Der Delinquent wird in Begleitung des Geistlichen zum Fenster des Justizsaals hinaus aufs Blutgerüst geführt, wo die Strafe an ihm vollzogen wird. „Menschen“, dachte ich, „sollten trotz schwerster Verbrechen, niemals hingerichtet werden. Welch ein bewundernswürdiges und prachtvolles Gebäude ist nicht der menschliche Körper, und wie teuer ist nicht einem jeden sein Leben.“

Auf dem Damm- oder Rathhausplatz trifft man zu jeder Zeit des Tages eine Menge Volk. Darum wird hier auch alles Mögliche zum Verkaufe ausgestellt. Man hat da Kuchen auf

offener Straße, und ich versäumte die Gelegenheit nicht, im Vorbeigehen einige warm von der Pfanne weg zu kaufen und mitzunehmen. Freilich muß man bei dieser Kuchenbäckerei nicht allzusehr über Reinlichkeit nachdenken, sonst könnte einem der Appetit vergehen!

Nicht weit vom Rathhaus stehen Post und Börse. Zwischen 12 und 2 Uhr wimmelt hier alles von Menschen. Der Kaufmann steht vor der ähnlich einem Kreuzgang gebauten Börse an einem Pfeiler. An diesem klebt ein plakatähnlicher Zettel, worauf geschrieben ist, womit der Kaufmann handelt. Die Juden bieten Uhren, Schreibzeuge, Galanteriewaren, Hunde, Vögel, alles, was man verlangt, mit großem Ungestüm zum Verkaufe aus. Man hört in mancherlei Sprachen reden. Mancher macht hier sein Glück in einer Stunde, und mancher kommt in der nämlichen Zeit an den Rand des Abgrundes. Die Bauern von Sardam kommen meist Montags und Freitags zur Börse. Aus ihrem Aufzug und ihrer Kleidung kann ein Uueingeweihter nur schwer auf ihren Reichtum schließen.

Die Juden Amsterdams, insgesamt etwa 40 000, genießen viele Freiheiten. Manche unter ihnen sind reich, sehr reich, andere wieder arm. Unzählige leben zum Beispiel ausschließlich vom Schuhputzen! Oft fallen sie durch ihr anhaltendes, zudringliches Bitten und Betteln einem beschwerlich. Viele sind so arm, daß sie in den Kanälen, die durch die Stadt fließen, alte Lappen, Holz und dergleichen auffischen und verkaufen. Aber so drückend die Armut vieler ist, wird man doch niemals einen Juden finden, der den Sabbat durch irgend eine Arbeit entheiligen würde. Wie beschämen sie nicht uns Christen durch ihr Verhalten! Denn Sonntags wimmelt es förmlich von Christen in ihren Straßen, die kommen, um ihnen Kleider und andere Waren abzukaufen. Welch einen Begriff muß sich nun der Jude von der Sonntagsheiligung der Christen machen!

Ungeachtet der Menge von Menschen, die den verschiedensten Nationen angehören, herrscht in Amsterdam die beste Polizeiordnung. Die Justiz gegen Vergehen aller Art wird rasch und gründlich durchgeführt. Sonntags nach dem Gottesdienst geht oder fährt man bei schönem Wetter um die Stadt herum. Vor dem Harlemertor bis zur New Port sind Kramläden aufgeschlagen, und alle Arten von Würfelspiel werden hier gemacht. Die Dufaten, Louisdor usw.,



die in verführerischer Art auf den Gewinnzahlen stehen, verleiten manchen, sein Geld aufs Spiel zu setzen. Das seltsamste und billigste Spiel ist das „Ruchen-Hacken“. Der Spielende muß mit drei oder vier verschiedenen Arten einen Ruchen, der auf einen hölzernen „Stoß“ (Hack-Bank) gelegt wird und die Form eines Schuh langen und zwei Zoll dicken Zuckerbrotes hat, mit vier Streichen der Länge nach völlig entzweihauen. Gelingt dies dem Spielenden, so erhält er einen (ganzen) Ruchen für 1 St., gelingt es ihm nicht, so hat er 2 St. zu bezahlen und den Ruchen an den Händler zurückzugeben. (Ohne Spiel kostet ein solcher Ruchen 3 St.) Besonders Matrosen geben sich dem Ruchenspiele gerne hin. Andernorts hat wieder einer auf offener Straße seine Waage aufgestellt, um die Vorübergehenden auf Wunsch zu wägen, was immer Spaß bereitet. Kaffee, Tee, Buttermilch, gedörrte Fische und anderes kann man in offenen Buden genießen. An einem dritten Orte sind abgerichtete Hunde, Puppenspiele, Lotterien usw. zu sehen, und in vielen Häusern wird getanzt, denn alles lebt hier vergnügt.

Die Menge von Windmühlen um die ganze Stadt ist für die Fremden eine besondere Augenweide. Die zierlichen Gärten und Lusthäuser sind äußerst reizvoll. Der Holländer liebt die Blumen ungemein. Nach der Morgenpredigt findet auf einem besonderen Platz, unweit vom Damm, der herkömmliche Blumenmarkt statt. Die Verkäufer sind meistens Juden. Man kann seinem Mädchen hier zu billigem Preise einen schönen Strauß kaufen.

Amsterdam gefiel mir so gut, daß ich die Stadt nicht verlassen hätte, wäre ich nicht in Gefahr gewesen, das kalte Fieber zu bekommen. Denn ich habe mich sonst nirgends so gut gestellt, wie hier. Nachdem ich mich einmal an die Lebensart und an die besondere Arbeitsweise gewöhnt hatte, befand ich mich besser dabei als in Deutschland, wo der Gefelle Kost, Zimmer und Lohn vom Herrn empfängt.

So viel Gutes nun der Holländer an sich hat, so wenig wird ihm in der Regel ein Fremder das Wort reden. Er ist eben stolz und sieht etwas verächtlich auf andere Nationen herab. Sein Betragen ist immer, ich möchte sagen, mit einer gewissen Art von Grobheit verbunden. Glück und Unglück anderer läßt ihn so gut wie unberührt. Das beste, was er zum allgemeinen Wohle beiträgt, sind die großen Summen, die

er zugunsten der Armen oder seiner Untergebenen testiert, wenn er sein Schiff wohl erhalten in den Hafen einlaufen sieht, oder wenn es mit ihm zum Sterben geht. Bei vielen Kaufleuten wird jährlich eine bestimmte Summe Geldes beiseite gelegt zum Zwecke der Wohltätigkeit. Ist die Summe aber einmal aufgebraucht, so hält es äußerst schwer — auch unter dringendsten Umständen — den reichsten Kaufmann für eine weitere Beisteuer zu gewinnen.“

Am 11. Juni 1780 verließ Köchli Amsterdam, um über die Zuidersee nach Zwolle zu fahren und dann durch Deutschland nach der Schweiz zurückzukehren. Lingen, an der Ems, in einer preußischen Enklave, war die erste deutsche Stadt, die am Wege lag. „Die Wirte setzen bei den aus Holland hier Ankommenden voraus, ihr Beutel sei gespickt, und deshalb machen sie ihnen viel höhere Rechnungen als den in umgekehrter Richtung Wandernden. Der König von Preußen aber, der diesen Trick kennt, hat zugunsten aller Reisenden, sei es zu Pferd oder zu Fuß, diesen Wirten zur Pflicht gemacht, in den Gaststuben eine gedruckte Verordnung aufzuhängen, worauf jeder Gast ablesen kann, wie viel für ein Bier, für Brot, ein Essen mit Fleisch, für ein Bett oder ein Strohlager gefordert werden darf.

Auf dieser Reise kamen uns ganze Scharen von 30—60 Bauern (sogenannte Hollandgänger) entgegen, die, aus dem Deutschen kommend, nach Holland in den Heuet gingen. Auf Wagen führten sie ihren aus Brot, Käse und gedörrtem Speck bestehenden Proviant mit, den sie dann in Deventer oder Zwol, wo sie sich nach Amsterdam einschifften, mit sich ins Schiff nehmen. Diese meist aus dem Bentheimischen und Münsterischen stammenden Heuer halten sich, so lange die strengste Arbeit währt, etwa 8—10 Wochen in Holland auf und verdienen ein schönes Stück Geld. Auf der Heimreise kaufen sie in Amsterdam Kleider und silberne Schuhspinnallen. Das bare Geld, welches sie nach Hause bringen, haben sie dem Landesherrn als Abgabe zu entrichten. Ob diese Auswanderung dem Lande von Nutzen ist, ist eine Frage, die ich schon in Schlözers Briefwechsel mit Nein beantwortet fand.“

Die Weiterreise erfolgte über Minden, Hannover, Braunschweig, Helmstädt, Potsdam, wo Köchli am 15. Heumonats in Sanssouci zweimal Friedrich den Großen von Angesicht sah. Auf der Heimreise berührte er Leipzig, Jena, Nürn-



berg, Donauwörth, Ulm, Augsburg, Engen, Schaffhausen, Winterthur und gelangte am 30. September 1780 wohlbehalten bei den Seinen in Bärenswil an. Wir schließen den Bericht mit den Aufzeichnungen, die Köchli in seinem Wanderbuch dem damaligen Handwerkswesen widmet.

Nachdem er von den Handwerks- und Gesellenordnungen bemerkt hat, daß er diese lieber leidige Mißbräuche nennen möchte, fragt er: „Woher kommt es wohl, daß wir Handwerker unsere Feiertage lieber auf Herbergen und Schenken in tumultarischem Gewirr zubringen, statt uns um die Lage, die Merkwürdigkeiten und Gebräuche eines Ortes zu bekümmern? Die Eltern lassen uns in den Schulen Lesen und Schreiben und — in den höheren Klassen — Latein lernen; aber wir werden nicht in Geographie, Geschichte und Zeichnen und auch im Rechnen nur mangelhaft unterrichtet, und doch wären diese Kenntnisse uns auf unsern Reisen von großem Nutzen.“

Meines Erachtens sollte auch keiner vor dem 17. oder 18. Altersjahr ein Handwerk erlernen, weil Überlegung und Kräfte noch mangeln. Wenn sie dann — lediglich in den Anfängen des Handwerks Bescheid wissend — die Wanderjahre antreten, so stehen sie unwissend in der fremden Werkstatt, mehr als Lehrbub, denn als Gesell. Haben sie nicht das Glück, einen redlichen Meister oder Nebengesellen zu finden,

der ihnen in väterlicher Weise und mit Geduld an die Hand geht, so lernen sie so viel als nichts. Da muß dann nur noch die öfters von Gesellen eingepflanzte, stolze und handwerksmäßige Einbildung dazukommen, man sei ein Gesell und lasse sich nicht mehr als Lehrjunge behandeln, so bleibt ein solcher Professionist Zeit seines Lebens ein armer Lötter.

Handwerksgebrauch, Auflagen, Herbergen, Grüße, Geschenke sind im richtigen Sinne angewandt, von Nutzen; aber schon oft haben sie diesen und jenen zu einem schlechten Menschen gemacht. So wohlthätig Geschenke sind an einen Burschen, der lange reisen mußte, ohne Arbeit zu finden, so schädlich und nachtheilig sind sie für jene, die sich darauf verlassen. Denn öfters werden sie Taugenichtsen dargereicht, die sich lieber vom Bettel als von redlicher Arbeit erhalten.

Auflagen haben meistens den Endzweck, Geld zusammen zu legen: nicht der Ordnung zuliebe strafft man mit Bußen, sondern um jedes halbe Jahr einen Frehtag abzuhalten. Das, was ein jeder wöchentlich zur Unterstützung armer, kranker Gesellen beitragen muß, ist eine vortreffliche Einrichtung. Wie niederträchtig und gottlos aber ist es, jeweilen am Ende eines halben oder ganzen Jahres dieses für die Armen und Kranken zusammengesteuerte Geld zu versaufen, was leider nicht allzu selten vorkommt.“

G. B.

### Spuren im Sand.

Ich schritt im Abendlicht am Strand.  
Tief grub mein Fuß sich in den Sand.

Um Morgen bei der Wiederkehr  
Find' ich die Spuren nimmermehr.

Der Wind, der durch die Dünen geht,  
Hat sie in einer Nacht verweht.

Da greift ein Schauer kalt nach mir:  
So leben und so sterben wir,

Und alles, was wir tun und find,  
Löscht über Nacht der Weltenwind!

Heinrich Anacker.

### Die Klöster im alten Zürich.

Von der Bedeutung der Klöster im Mittelalter kann man sich heute kaum mehr eine richtige Vorstellung machen. Nicht nur daß die streng kirchliche Denkweise jener Jahrhunderte dem Klosterwesen eine sehr große Wichtigkeit beilegte, auch für das praktische Leben waren die Klöster von allergrößtem Wert. Es gab Zeiten, wo in einsamen Gegenden die Mönche es waren, die der Bevölkerung zeigten, wie man den Garten pflegt, wie man Obstbäume

aufzieht, wie man den Rebberg behandelt und dem Wald die richtige Pflege angedeihen läßt. Auch die Krankenpflege, Fürsorge und Almosen, Unterricht und andere wichtige Dinge wurden jahrhundertlang von den Klöstern aus besorgt. Auch in den Städten kam den klösterlichen Gemeinschaften eine große Bedeutung zu. In den Klöstern waren die Leute zu finden, die lesen und schreiben konnten, fremde Sprachen beherrschten und über viele Dinge Bescheid